



SARINA
BOWEN

ROMAN

Du bist
alles für
immer



.digital

LYX

In der Baracke untergebracht zu sein und freie Kost zu bekommen, bedeutete, dass ich praktisch keine Lebenshaltungskosten hatte. Alle unter diesem Dach waren gut genährt und wohnten hier, um Geld zu sparen – nicht aus Notwendigkeit.

Kieran fing als Erster an zu schnarchen. Die Shipley-Cousins halfen hier nur während der Hochsaison aus. Ihre Eltern betrieben einen Hof oben in Hardwick und züchteten Hochlandrinder. Die Jungs würden an Thanksgiving wieder weg sein.

Somit würde nur ich übrig bleiben.

Ich war mir ziemlich sicher, dass die meisten, die eine Zeit lang in der Baracke wohnten, darin nur eine kurzfristige Angelegenheit sahen. Seit einhundert Jahren beherbergte dieses Gebäude die Saisonarbeiter der Farm. Es war eine Durchgangsstation auf dem Weg zu einem besseren Leben.

Das Problem war, dass ich mir das nächste Kapitel meines eigenen Lebens nicht vorstellen konnte. Und während ich so dalag und über die Ereignisse des Tages nachdachte, fing etwas an, mich zu beunruhigen. Meine Beförderung vom Apfelpflücker zum Marktchef war positiv, nur gab es da einen großen Haken. Es gab eine Marktsaison, und die würde kurz vor Thanksgiving zu Ende gehen.

Mir dämmerte auf einmal, dass meine Zeit auf der Shipley Farm schneller zu Ende gehen könnte, als ich angenommen hatte. Ich bräuchte einen Plan B, und zwar ziemlich schnell.

Ich geriet nicht schnell in Panik, doch dieser Gedanke war beängstigend. Ich war nie auf die Highschool gegangen, weil die religiösen Fanatiker auf der Paradise Ranch es nicht erlaubt hatten. Eine neue Stelle zu finden, war reine Glückssache. Ich konnte bloß hoffen, dass es noch einen anderen Job für jemanden gab, der klaglos arbeitete und auch ein fähiger Mechaniker war.

Allerdings brachten Ruth Shipley und Leah Abraham immer wieder das Thema Schulabschluss auf. Ich fragte mich, ob ich den schaffen könnte oder ob es für einen Typen wie mich einfach zu spät dafür war. Wenn ich mir Griffs Geschichten aus seiner Collegezeit anhörte, konnte ich mir nicht auf einem Campus vorstellen, wo ich Saufspiele mitmachte und Hausarbeiten über den Bürgerkrieg verfasste. So was taten andere Leute – Leute, die in einem Zuhause aufgewachsen waren, in dem Wert auf Schulbildung gelegt wurde.

Ich hatte keine Familie, die mich auf diesem Weg begleiten konnte, denn die hatte ich im Westen zurückgelassen. Ich hatte eine geborgte Familie. Sie war toll, hatte aber schon viel zu viel für mich getan. Ich hatte keine Freundin, denn wer wollte schon einen Kerl mit dem Wissensstand eines Achtklässlers, der von seiner eigenen Familie auf die Straße gesetzt worden war?

Mit diesen Gedanken hörte ich zu, wie die Baracke für die Nacht zur Ruhe kam. Immer wenn ich darüber nachdachte, fiel mir auf, dass sie mir stark ähnelte – sie war ein Nebengebäude der Farm. Sie gehörte dazu, aber nur nebensächlich. Stand an der Seite. Nicht wirklich unabhängig.

Ich lebte in der Baracke des Lebens.

Mit diesem Gedanken und trotz des Geschnarches von zwei Kerlen driftete ich in den Schlaf.

Irgendwann später – vielleicht nach einer oder zwei Stunden – wurde ich von einem Geräusch geweckt, das klang, als ob jemand in fürchterlichen Nöten war. Ich riss in der Dunkelheit die Augen auf, mein Herz hämmerte als Reaktion auf einen schrillen, markerschütternden Schrei. Der Laut erstarb genauso plötzlich, wie er angefangen hatte, und für einen Moment lag ich da und fragte mich, ob ich das geträumt hatte.

Doch dann ertönte er wieder, diesmal als erstickter Schrei. Ich spürte eine Gänsehaut auf meiner Brust.

»Was ... sind das Kojoten?«, murmelte jemand.

Ich lauschte angestrengt. Auf der anderen Seite des Zimmers wurde immer noch heftig geschnarcht. Doch der Laut ertönte noch ein drittes Mal, diesmal sogar noch lauter.

Ich schlüpfte aus dem Bett, tappte mit plumpen Schritten über die kalten Dielen. Ich schaffte es in den dunklen Flur, ohne zu heftig ins Stolpern zu geraten. Vor Larks Tür hielt ich inne. Jetzt konnte ich sie reden hören, aber der Wortschwall war nicht zu verstehen.

Entweder träumte sie oder hatte doch Besuch von einem unwahrscheinlichen Eindringling bekommen.

Trotzdem zögerte ich. Wenn ich verwirrt wäre, würde ich wahrscheinlich nicht wollen, dass irgendein verschlafener Fremder in mein Zimmer platzte. Doch als Lark dann erneut schrie, klang es so schaurig, dass ich mich in Bewegung setzte. Ich stieß ihre Tür auf.

Das Zimmer wurde von einem Nachtlicht erhellt, das jemand aufmerksamweise angebracht hatte. Lark lag zusammengekauert mitten auf dem Doppelbett. Ihr Gesicht war nass und schreckverzerrt.

»Lark«, sagte ich.

»Nein«, stöhnte sie und drückte ihr Gesicht in das Kissen.

»Lark«, sagte ich nachdrücklich. »Lark, du träumst.«

Doch sie hörte mich nicht. Sie zitterte jetzt. »Aufhören!«, schrie sie.

Ich war inzwischen hellwach, hatte aber keine Ahnung, was ich tun sollte. Entweder konnte ich sie berühren und sie aus diesem offensichtlichen Albtraum aufwecken. Doch womöglich würde ich sie damit halb zu Tode erschrecken. Oder ich konnte nichts tun und gehen.

Während ich mit mir rang, fing sie so richtig an zu schreien.

Oh, verflucht.

Ich beugte mich vor und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Lark, wach auf.« Ich drückte sie nur ganz sanft, damit die Berührung nicht Teil des wie auch immer gearteten Schreckensszenarios wurde, das sich offenbar für sie gerade real anfühlte. Ich sagte genau dasselbe, was Leah zu jemandem gesagt hätte, der einen Albtraum hatte. »Wach auf, Süße.« Ich rieb über ihren Arm.

Das half. Doch jetzt wirbelte sie herum und setzte sich kerzengerade auf.

Erschrocken machte ich einen Satz zurück. »Tut mir leid«, sagte ich schnell.

Lark starrte mit weit aufgerissenen Augen zu mir hoch. Sie rang nach Luft und wischte sich hastig die Tränen aus dem Gesicht. »Scheiße«, fluchte sie. »Mir tut's leid.« Sie zog die Knie an und legte den Kopf dazwischen. »Scheiße, scheiße«, flüsterte sie immer wieder.

Jetzt wusste ich *wirklich* nicht mehr, was ich machen sollte. Sie wollte wahrscheinlich keinen Fremden in ihrem Zimmer rumstehen haben. Aber andererseits zitterte sie immer

noch. »Lark, kommst du klar?«

Den Kopf in die Hände gestützt, gab sie ein ersticktes Lachen von sich. »Das ist die große Frage, nicht wahr?« Ich schaute zu, wie sie langsam einmal tief Luft holte und den Atem wieder ausstieß. »Geh wieder ins Bett. Ich werd versuchen, nicht mehr zu schreien.«

»Okay ...« Allerdings setzten sich meine Füße noch nicht in Bewegung. Ich war besorgt um sie. »Gute Nacht.« Ich hätte *träum was Schönes* hinzugefügt, wie Leah es immer sagte. Aber ich wollte nicht, dass Lark glaubte, ich würde mich über sie lustig machen. Also schloss ich einfach vorsichtig hinter mir die Tür und ging zurück zu meinem Bett.

Ich legte mich wieder hin, schlief aber noch nicht ein. Ich lauschte, ob noch mehr Laute der Verzweiflung von drüben kamen. Doch alles blieb still.

3

Lark

Nachdem Zachariah aus meinem Zimmer gegangen war, legte ich mich in der Dunkelheit wieder hin, schloss die Augen und konzentrierte mich auf meine Atmung. Der Seelenklempner, zu dem meine Eltern mich in Boston geschickt hatten, hatte mir jede Menge Entspannungsübungen gezeigt, und ich probierte alle seine Vorschläge aus. Meditation. Tiefes Atmen. Flaches Atmen.

Sie alle funktionierten super, bis zu dem Moment, wenn ich einschlief. Tagsüber hatte ich mich unter Kontrolle. Doch wenn die Dunkelheit hereinbrach und meine Achtsamkeit nachließ, rüttelten meine Drachen an ihren Ketten und fingen an zu brüllen.

Manchmal träumte ich von der Hand, die zwischen zwei Hütten hervorgeschossen war, von den kräftigen Fingern, die sich über meinen Mund gelegt und mich in die Gasse gezerrt hatten. So hatte mein Martyrium angefangen.

In anderen Nächten fing mein Traum zu dem Zeitpunkt an, wo ich mich bereits gefesselt und geknebelt in dem dreckigen kleinen Haus befand, das meine Entführer nutzten. Ich hörte das schnelle Wortgewitter eines Dialekts, den ich nicht verstand. Meine begrenzten Spanischkenntnisse waren zu schulbuchmäßig für diesen Winkel von Guatemala gewesen. Und obwohl ich nicht alle Wörter verstand, wusste ich, dass sie darüber stritten, was sie mit mir machen sollten.

Meine Träume nahmen viele verschiedene Ausprägungen an, und es war schwer zu sagen, was genau mit meinem Körper passierte, während ich schlief. Aber wenn ich raten müsste, würde ich darauf wetten, dass das Weinen und die Schreie erst anfangen, wenn ich in meinen Träumen von einem dünnen, unheilvollen Gesicht heimgesucht wurde.

Oscar.

Hätte es Oscar nicht gegeben, würde ich wohl besser über die Entführung hinwegkommen – über die Tage voller Angst und die Scham, mich vor meinen Geiselnemern über ein Loch, das als Klo diente, zu hocken. Wenn diese Geschichte ein Happy End gehabt hätte, dann wäre ich vielleicht in der Lage, nachts durchzuschlafen.

Doch das hatte sie nicht. Und ein Junge war tot. Auch wenn einige der Ereignisse, die zu meiner Befreiung geführt hatten, in einem traumatischen Schleier des Vergessens verloren waren, Oscars Schicksal gehörte nicht dazu.

Jeder meiner Träume endete damit, dass sich eine Lache seines Bluts auf dem dreckigen Fußboden bildete und langsam auf mich zukroch.

Seufzend strich ich die Steppdecke über meinem Körper glatt. Als May mir gesagt hatte, dass ich in der Baracke wohnen könne, war mir das wie die perfekte Lösung vorgekommen. Meine Eltern – die bereits drei qualvolle Wochen durchgestanden hatten, in

denen sie sich fragen mussten, ob ich tot war – waren inzwischen wirklich am Ende ihrer Kräfte. Ich war heil zu ihnen heimgekehrt, nur um dann damit anzufangen, im Schlaf zu schreien.

Der Aufenthalt in Vermont sollte mich entspannen. Ich baute darauf, dass ich hier mental zur Ruhe kommen würde. In der Schlafbaracke zu übernachten, bedeutete außerdem, dass ich nicht allein war. Es gab drei große, starke Jungs und eine verschlossene Tür zwischen mir und der Welt. *Komm schon, Unterbewusstsein! Stell dich um. Wir sind hier absolut sicher.*

Der erste Zwischenstand war wenig ermutigend: Guatemala 1, Baracke 0.

Aber vielleicht brauchte es ein paar Tage, um sich einzuleben. Hoffentlich würde die saubere Vermonter Luft helfen. *Du bist hier absolut sicher*, rief ich mir in Erinnerung. *In Vermont geht nie etwas schief.*

Wenn ich jetzt nur noch mein Unterbewusstsein dazu bringen könnte, mir zu glauben.

Als ich das nächste Mal aufwachte, lag es an den einträchtigen Geräuschen dreier Jungs, die im Morgengrauen herumpolterten. Schläfrig rollte ich mich unter der Steppdecke zusammen und lauschte ihrem leisen Gemurmel. Es war himmlisch, faul hier herumzuliegen und zu wissen, dass ich ihnen nur im Weg wäre, wenn ich jetzt aufstünde. Ich hörte Wasser rauschen und die Geräusche von Farmhelfern, die nacheinander ins Bad gingen.

Einer nach dem anderen schritt in seinen Arbeitstiefeln vorbei an meiner Tür und aus dem Gebäude. In der Baracke wurde es wieder ganz still, und ich ließ dem Wasserboiler noch fünfzehn Minuten, sich wieder aufzuheizen. Dann stand ich auf, um zu duschen, so wie Ruth Shipley es vorgeschlagen hatte.

Vor mich hin pfeifend suchte ich ein paar Shorts und ein T-Shirt heraus. Mir gefiel die Vorstellung sehr, unter freiem Himmel mit den Händen zu arbeiten. Deshalb hatte ich die Anstellung in Guatemala überhaupt erst angenommen – die Non-Profit-Organisation, für die ich arbeitete, brachte den Menschen in Entwicklungsländern moderne Landwirtschaftsmethoden bei. Als sie mir die Chance boten, meinen Schreibtisch gegen ein Feld einzutauschen, sagte ich sofort zu.

Während meiner ersten sechs Wochen dort fand ich wirklich Gefallen an dem Ort. Ich untersuchte Bodenkulturen und die Erosion. Ich teilte Daten zur Landwirtschaft und Getreidesamen mit den Einheimischen und trank nachmittags starken, süßen Kaffee vor ihren Häusern. Es war alles, wonach sich meine innere Abenteurerin immer gesehnt hatte.

Ich war so voller Optimismus gewesen. Dann ging alles den Bach hinunter ...

Weitermachen.

Als ich wenig später über den Rasen zum Farmhaus der Shipleys hinüberging, waren dort die Frühstücksvorbereitungen in vollem Gang. Es würde eine kleine, ruhige Angelegenheit für lediglich zehn hungrige Personen werden.

Daphne und ich rührten einen Bottich voll Pfannkuchenteig an, während Ruth Speck anbriet und einen Berg Rührei machte. May kochte zwei Kannen Kaffee und setzte dann eine dritte auf.